

Lieben ist Freigebigkeit und Entzücken

Jörg Splett, Offenbach

1. Liebe ist nicht Sehnsucht

„Jedes Wesen, das nicht Gott ist, ist wesenhaft Sehnsucht.“¹ Das Grundwort Augustins, des Lehrers der Liebe mit dem Attribut des brennenden Herzens, heißt „Desiderium“: „Unruhe, Wünschen, Lechzen nach der Stillung seines Lebensdurstes in Gott“ (13). Er nimmt darin Platon und Plotin auf, ihr Verlangen nach dem Schönen und Einen, und reicht seinerseits die Fackel weiter. Um nur drei Große zu nennen: den glühenden Bernhard, Thomas von Aquin, schließlich Karl Rahner, der den Menschen als sich selbst übersteigenden Ausgriff auf das namenlose Unendliche denkt.

Schon im Mittelalter hat daraus ein Theologe gefolgert, „des Menschen letztes Ziel sei nicht Gott, sondern die Seligkeit, so daß Gott selbst um der Seligkeit [willen] erstrebt würde“ (16). Denkt man nicht auch heute wie selbstverständlich Religion im Horizont der Kantschen Frage „Was dürfen wir hoffen?“, also zuhöchst im Blick auf Sinn und Heil, das heißt: auf uns?

Es wäre unrecht, diese Verkehrung dem augustinischen Ansatz selbst anzulasten. Die Frage nach dem *Sinn* (von Welt und Leben) *für uns* kann uns durchaus zu der weiteren Frage nach *unserem Sinn* geleiten, also hinaus über uns zu unserem Wozu. Lag schon für die genannten griechischen Denker das Göttliche „eindeutig über dem Menschen“, so dürfen wir „noch weniger, Augustin und Thomas eines heimlichen Egoismus zeihen“ (24). Und keineswegs werte ich Sehnen – und Hoffen! – ab. Sie sind tatsächlich (eine Form von) Liebe. Doch umgekehrt ist nicht Liebe eigentlich Sehnsucht.

Das läßt sich übrigens bereits mit Thomas sagen²: *Etwas* wollen und *erstreben* kann man nur „*für jemanden*“. Für jemand, dem man *wohl will*. So liegt aller Liebe als Streben und Sehnen das Lieben als Wohlwollen voraus und zugrunde. Auch und gerade dort, wo solche Freundlichkeit dem Ich selbst gilt.

Daß sie dies tut, versteht sich ja keineswegs schlicht von selbst. Darum mit Dank der Hinweis auf ein kostbares Büchlein von Romano Guardini: *Die Annahme seiner selbst*. Darum aber ist auch sogleich eine zweite Abgrenzung nötig:

¹ H. U. v. Balthasar, *Homo creatus est*. Einsiedeln 1986, 12.

² *Sth I-II* 26, 4.

2. Muster der Liebe ist nicht die zum Selbst

Man soll den Nächsten lieben wie sich (Mt 22, 39). Darum müsse jede(r) zuerst *sich selbst* lieben lernen. Denn damit haben wir – jenseits des kindlichen Eden – Probleme. (Wem ist noch nie der Gedanke gekommen, eigentlich stünde ihm Besseres an als ausgerechnet er selbst?) Eben deshalb sei *allererst* das Selbst-Verhältnis zu klären. Wie aber, wenn sich das bis zum Ende des Lebens hinzöge – ehe „man/frau“ *dann* endlich Zeit für den Nächsten gewönne?

Aber statt über die Zukunft zu rätseln, genügt es, sich zu erinnern. Tatsächlich kann bei seinen Grenzen und Mängeln ein Mensch sich nur akzeptieren, wenn er sich akzeptiert finden durfte. Er braucht die Annahme seiner vom *anderen* her. Die jedoch ist ihrerseits zu akzeptieren, und das verlangt, dem Gegenüber zu trauen.

Einzig derart vermag man dem andern *sich selber* zu glauben, d.h., ihm zu glauben, man sei wirklich so annehmbar, wie er sagt. Man setzt bei ihm also 1. Urteilstatkraft voraus, und 2., wichtiger, guten Willen mit Aufrichtigkeit. Wie aber irgendwen für ehrlich und liebevoll halten, wenn man ihn nicht liebt?

Darum das Liebesgebot. Immer wieder hört man, es sei widersinnig. Dabei steht es so, daß Liebe einzig von Liebe erkannt und anerkannt werden kann. Sonst erscheint sie zwangsläufig als Aufdringlichkeit, Bemächtigungswille, neurotische Schwäche ... Darum verlangt einfach Gerechtigkeit, der sich schenkenden Liebe mit dem Blick der Liebe zu begegnen. (Was selbstverständlich nicht heißt, die Antwort auf eine Liebeserklärung dürfe nur „Ja“ sein.)

Es reicht also nicht, daß jemand uns liebt; wir müssen ihn wieder-lieben. Statt ihn nur als „gut für uns“ zu nehmen, müssen wir „ihm gut“ sein. – Wie zuvor das Sehnen zum Wohlwollen führte, weist nun das Wohlwollen-für-sich-selbst zurück auf das für andere.

Vielleicht etwas umwegig, dieser Schluß? Dafür aber, meine ich, zwingend. Ein unverbildeter Sinn allerdings braucht ihn nicht. Dem nämlich ist es klar, daß die Spalte von Liebe – „ästhetisch“ – das Entzücken bildet, – „ethisch“ – das „Leben und Sterben“ für jemand. Was aber wäre von einem Menschen zu halten, der von sich selbst „ganz hingerissen“ und „weg“ ist und der, statt für andere, allein sich selber lebt und stirbt?

Schauen wir auf die Texte, die Jesus zu seinem Doppel-Gebot verbindet. Im Hebräischen erscheint hier ein bedenkenswerter Unterschied. Das zweite Hauptgebot (Lev 19, 18) wäre genauer so wiederzugeben: „Sei dem Näch-

³ Lassen wir jetzt beiseite, daß jüdische Ausleger das ›kamôka‹ statt mit »wie dich/dir« nicht selten als »er ist wie du« übersetzen.

sten gut wie dir“; denn beim Wort ›lieben‹ steht hier der Dativ.³ Den Akkusativ aber zeigt das erste Gebot (Dtn 6, 5): „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit aller Kraft.“⁴

So zu lieben indes ist stets Antwort. „Nicht darin besteht die Liebe, daß wir [sehnend?] Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt...“ (1 Joh 4, 10). Das ist – statt „erbaulich“ – schlicht wahr: Wir konnten Ihn nicht lieben, weil es uns nicht gab. Aus nichts heraus hat uns Gott ins Leben gerufen. Und zwar – gegen jede mythologische Verkleinerung des Wunders (auch von Theologenseite) – gänzlich ungenötigt. Gott brauchte uns nicht, und Er wäre kein bißchen weniger göttlich und liebend, hätte Er uns nicht geschaffen. Hingabe und Austausch nämlich spielen seit je in Gott selbst zwischen Vater, Sohn und Geist.

Unser Ursprung liegt nicht in Mangel und Sehnsucht, sondern in reiner Freigebigkeit, purem Gönnen. In göttlicher Großmut, die „Mit-Liebende will“ (Duns Scotus).⁵

Auf solche Großherzigkeit hat das Geschöpf statt mit Dank und Vertrauen mit Mißtrauen reagiert. Weil es sich – unvermeidlich – begrenzt fand, gab es dem Argwohn Raum, zu kurz zu kommen, und stahl die Frucht, die es sich hätte schenken lassen sollen. Gott aber widerruft seine Zuwendung nicht. Das Wort aus dem Johannesbrief wurde nicht ganz zitiert; er fährt fort: „... daß Er uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat“. Das Schöpfungs-Ja besiegt Gott durch die Neuzusage seiner selbst. Sie lebt unser Bruder und Herr Jesus Christus in Wort und Tat getreu bis zum Tod, in den die mörderische Angst des Kleinglaubens ihn treibt. So ist das Siegel der Schöpfung ihre Erlösung, und wir haben doppelt Grund, zu lieben.

Jemanden lieben nun heißt, seine „Schwächen“ zu teilen. Gottes Schwäche aber ist unbegreiflicherweise der Mensch. Darum folgt aus der Liebe zu Gott die zu uns selbst wie zum Nächsten. Beides eingebettet in das Antwort-Ja zu Gott – und bleibend Ihm verdankt.

3. Liebe ist Freigebigkeit und Entzücken

Von Gott also haben wir Sein und Leben – und zudem ein Gewissen; d.h., Er würdigt uns des Gebotes, zu lieben. All das aber sollte Er uns mit-geteilt haben – nur eines nicht: das Geben- und Gönnen(-können) selbst? Darf man denken, daß Er uns nur Sehnsucht schenken wolle, Großmut aber und Freigebigkeit sich selbst vorbehalte?

⁴ Jesus bezieht die letzte Bestimmung – nach der griechischen Übersetzung, der Septuaginta – auf das Denken (bei Lk 22, 37 als Hinzufügung: »und mit all deinen Gedanken«).

⁵ J. Splett, *Leben als Mit-Sein. Vom Trinitarisch Menschlichen*. Frankfurt M. 1990, Kap. 6, bes. 122f.

Bereits der Schöpfungsruf an ein Geist- und Freiheitswesen besagt, was der jüdische Philosoph Emmanuel Levinas so formuliert hat: „Gott überhäuft mich nicht mit Gütern, sondern drängt mich zur Güte, was besser ist als alle Güter, die wir erhalten können.“⁶ Wie erst geschieht dies in der Erlösung durch die Treue Seines Sohnes und die Sendung des Geistes! „Gottes Liebe ausgegossen in unsere Herzen“ (Röm 5, 5).

Sehnsucht gibt es auch dann; aber sie hat sich gänzlich verwandelt: Anstatt etwas oder auch jemanden ersehnt Liebe, immer besser und reiner und entsprechender zu lieben.

Solche Liebe ist Freigebigkeit, oder besser: freie Freigebigkeit; denn kein Quell-Überfluß, nicht ein Naturgeschehen ist gemeint, sondern das unableitbare Ereignis von Freiheit. Freiheit ist Freigebigkeit⁷: sie gibt aus freien Stücken und gibt Freiheit. Darum gilt auch umgekehrt: Freigebigkeit ist Freiheit; werder äußere Not noch innerer Drang nötigt sie, vielmehr schenkt sie frei-willig.

Theologisch heißt das *Gnade*. Und damit droht erneut ein Mißverständnis: daß nämlich solche Liebe – in Umkehr aufstrebender Sehnsucht – „Herablassung“ wäre. Liebe „lässt sich“ nicht „herab“ oder auch nur „herbei“. Es reißt sie hin. Der „Freigebigkeit“ tritt das „Entzücken“ zur Seite.

Natürlich in unterschiedlichem Maß. Am wenigsten, wie gesagt, beim Gut-sein uns selbst gegenüber, führend im erotischen Bezug wie in der Liebe zu Kleinkind und Enkel. Und ganz besonders in der Liebe zu Gott. Freigebigkeit und Entzücken werden hier in der *Anbetung* eins. Sie bildet darum den Probestein aller Mystik.

Doch ist nicht einmal sie das Äußerste: Diese Zwei-Einheit nämlich prägt auch Gottes Lieben, und zwar nicht bloß innergöttlich. – Guardini notiert drei Stufen der Demut.⁸ „Ihre erste Stufe ist die Bescheidenheit, welche sagt: Andere sind auch noch da und sind vielleicht besser als ich – wozu noch der „Geschmack kommt, der es dumm findet, sich vorn hinzustellen. – Ihre zweite Stufe ist das Stehen in der Wahrheit, über welche die eigne Person sich vergißt. – Die dritte Stufe ist die Liebe, die jene heilige Bewegung mitvollzieht, in welcher der große Gott sich in Kleine hinabgeworfen hat.“

Schöpfung, Menschwerdung, Waschung der Füße. Von dieser Bewegung sollen und dürfen wir uns mitreißen lassen. – Eben dies aber nun noch einmal in gebotener Unterscheidung (der Gabe des Geistes): in der seligen Demut, die Füße von Ihm sich waschen zu lassen.

⁶ *Gott und die Philosophie*, in: *Gott nennen*. Hrsg. von B. Casper. Freiburg-München 1981, 81–123, 107. Vgl. *Totalität und Unendlichkeit*. Freiburg-München 1987, 146: »Das Gute ist Gutes an sich und nicht in bezug auf das Bedürfnis, dem das Gute mangelt. Im Verhältnis zu den Bedürfnissen ist das Gute ein Luxus.« Der Luxus der Liebe.

⁷ W. Kern, *Zur theologischen Auslegung des Schöpfungsglaubens*, in: *MySal II*, 464–545, 497.

⁸ *Wahrheit des Denkens und Wahrheit des Tuns*. Paderborn 1980, 9.